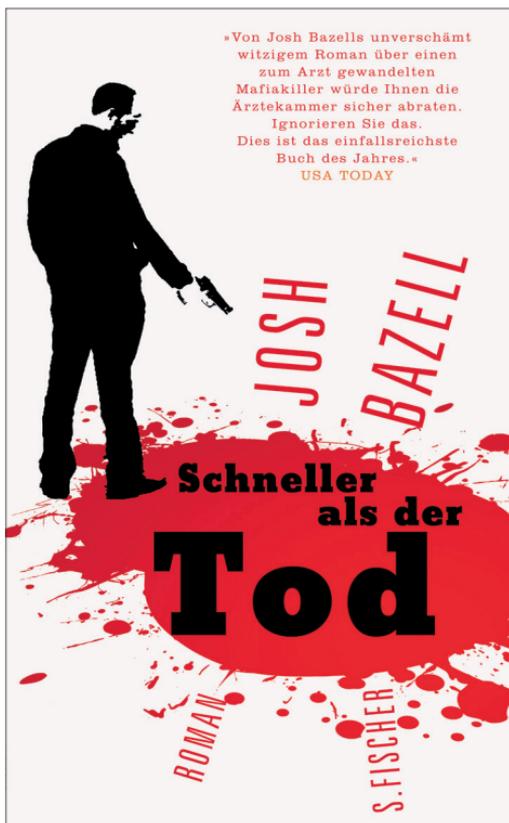


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

# Josh Bazell

## Schneller als der Tod

Roman



Preis € (D) 18,95; € (A) 19,50; SFR 33,90 (UVP)

ISBN 978-3-10-003912-5

304 Seiten, gebunden

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

# 1

Ich bin also auf dem Weg zur Arbeit und bleibe stehen, um einer Taube zuzuschauen, die im Schnee mit einer Ratte kämpft, und irgend so ein Dödel will mich ausrauben! Mit Knarre natürlich. Er kommt von hinten und drückt sie mir in die Schädelbasis. Sie ist kalt und fühlt sich sogar gut an, nach Akupressur. »Ganz ruhig, Doc«, sagt er.

Womit das wenigstens erklärt ist. Nicht mal früh um fünf bin ich der Typ, den man überfällt. Ich sehe aus wie das Osterinsel-Standbild eines Hafenarbeiters. Aber der Dödel sieht die blaue OP-Hose unter meinem Mantel und die atmungsaktiven grünen Plastikclogs und vermutet Drogen und Geld bei mir. Und denkt wohl, ich habe einen Eid geschworen, ihm nicht die dödeltige Hucke vollzuhaufen, dass er mich ausrauben will.

Ich hab gerade mal genug Drogen und Geld, um den Tag zu überstehen. Und wenn ich mich richtig entsinne, hab ich mir nur geschworen, nicht den *ersten* Stein zu werfen. Ich glaube, über den Punkt sind wir hinaus.

»Okay«, sage ich und nehme die Hände hoch.

Die Ratte und die Taube hauen ab. Feiglinge.

Ich drehe mich um. Das bringt die Knarre von meinem

Schädel weg, und meine erhobene Rechte ist über dem Arm des Dödels. Ich umfasse seinen Ellbogen und reiße ihn hoch, sodass die Bänder krachen wie Sektkorken.

Schnuppern wir einen Augenblick an der Rose namens Ellbogen.

Elle und Speiche, die beiden Unterarmknochen, funktionieren unabhängig voneinander und können Rotationsbewegungen ausführen. Schaut der Handteller nach oben, liegen Elle und Speiche nebeneinander; wendet man ihn nach unten, kreuzen sie sich zu einem »X«.\* Dazu ist eine komplizierte Verankerung am Ellbogen notwendig, wo die einzelnen Knochenenden von sich auf- und abwickelnden Bändern umschlossen sind, die an die Umwicklung eines Tennisschlägers erinnern. Es ist eine Schande, diese Bänder zu zerreißen.

Aber im Moment haben der Dödel und ich ein schlimmeres Problem. Während meine rechte Hand ihm den Ellbogen kaputtgemacht hat, ist meine linke nämlich neben meinem rechten Ohr in Position gegangen und hält messerspitz auf seine Kehle zu.

Trifft sie, wird sie die empfindlichen Knorpelspangen zerstören, die die Wand der Luftröhre versteifen. Wenn er dann das nächste Mal einatmet, verschließt sich die Luftröhre wie ein After, und ihm bleiben vielleicht noch sechs Minuten, bis ihn der Schnitter holt. Selbst wenn ich bei dem Versuch, ihm einen Luftröhrenschnitt zu machen, meinen Propulsatilkuli ruiniere.

\* Die gleiche Anlage ist, wenn auch rudimentär, im Unterschenkel zu erkennen. Tibia und Fibula, die beiden Unterschenkelknochen, sind fest verankert. Der äußere, die Fibula oder das Wadenbein, trägt noch nicht einmal Gewicht. Man kann es – zur Knochentransplantation etc. – sogar weitgehend entfernen, ohne dass die Gehfähigkeit des Patienten beeinträchtigt wird, solange man Knie und Fußgelenk dabei nicht beschädigt.

Also bettle und flehe ich und lotse die Flugbahn meiner Hand nach oben. Über sein Kinn hinaus und über seinen Mund – das wäre ekelig gewesen –, so dass sie auf seine Nase zielt.

Die gibt nach wie nasser Lehm. Nasser Lehm mit Zweigen drin. Der Dödel knallt bewusstlos auf den Gehsteig.

Ich vergewissere mich, dass ich ruhig bin – ich bin's, ich bin nur verärgert –, bevor ich mich neben ihn knie. Planung und Übersicht sind in diesem Fach und wahrscheinlich bei allem, was man tut, sehr viel wichtiger als Tempo.

Nicht, dass die vorliegende Situation viel Planung oder Übersicht erfordert hätte. Ich drehe den Dödel auf die Seite, damit er nicht erstickt, und lege ihm den nicht gebrochenen Arm unter den Kopf, damit sein Gesicht vor dem eisigen Pflaster geschützt ist. Dann prüfe ich, ob er noch atmet. Er blubbert direkt vor Lebensfreude. Auch der Puls an seinen Hand- und Fußgelenken ist kräftig genug.

Also frage ich in Gedanken wie immer in solchen Situationen den Meister – Professor Marmoset –, ob ich jetzt gehen kann. Und wie immer in solchen Situationen höre ich Professor Marmoset *nein* sagen und hinzufügen: *Was würdest du tun, wenn er dein Bruder wäre?*

Ich seufze. Ich habe keinen Bruder. Aber ich weiß, worauf er hinauswill.

Ich setze das Knie auf den kaputten Ellbogen des Typs, ziehe die Knochen so weit auseinander, wie die Sehnen es aushalten dürften, und lasse sie langsam in die Lage des geringsten Widerstands zurückgleiten. Dabei ächzt der Dödel vor Schmerzen im Schlaf, aber egal: In der Notaufnahme würden sie das Gleiche mit ihm machen, nur wäre er dann wach.

Ich klopfe ihn nach einem Handy ab. Schön wär's, und mein eigenes benutze ich natürlich nicht. Würde mein Bru-

der wollen, dass ich Scherereien mit den Bullen bekomme, wenn ich einen hätte?

Stattdessen hebe ich den Dödel hoch und lege ihn mir über die Schulter. Er ist leicht und stinkt wie ein uringetränktes Handtuch.

Und bevor ich aufstehe, hebe ich noch seine Waffe auf.

Die Kanone ist ein echtes Scheißding. Zwei gepresste Blechteile – nicht mal Griffschalen – und eine etwas schief sitzende Trommel. Sie sieht aus, als hätte sie als Startpistole in einem Stadion das Licht der Welt erblickt. Eine Sekunde lang bin ich froh, dass es 350 Millionen Faustfeuerwaffen in den USA gibt. Dann sehe ich die glänzenden Messingköpfe der Patronen und werde daran erinnert, wie leicht es ist, jemanden umzubringen.

Ich sollte sie wegschmeißen. Den Lauf abknicken und sie in einen Gully werfen.

Stattdessen stecke ich sie in die hintere Tasche meiner OP-Hose.

Alte Gewohnheiten wird man so schnell nicht los.

Im Aufzug nach oben zur Internistischen Abteilung steht eine kleine blonde Arzneimittelvertreterin im schwarzen Partykleid, mit einem Trolley. Sie hat eine flache Brust, und die Wölbung ihres Rückens lässt den Po hervortreten, so dass sie wie eine schlanke, sexy Kidneybohne daherkommt. Sie ist sechsundzwanzig nach etwas zu ausgiebigem Sonnenbaden\*, und ihre Nase sieht aus, als wäre sie schönoperiert, ist sie aber

\* Ärzte wissen immer, wie alt jemand ist. Wir nützen das als Lügenbarometer. Es gibt etliche Formeln zur Altersberechnung – Falten am Hals plus Venen auf dem Handrücken etc. –, aber die sind eigentlich nicht nötig. Wenn Sie täglich mit 30 Leuten sprechen und sie nach dem Alter fragen würden, hätten Sie den Bogen auch bald raus.

nicht. Sommersprossen, ohne Scheiß. Ihre Zähne sind das Sauberste im ganzen Krankenhaus.

»Hi«, sagt sie, als ob sie aus Oklahoma kommt. »Kenne ich Sie?«

»Noch nicht«, sage ich. Und denke: *Weil du neu in dem Job bist, sonst müsstest du um diese Zeit nicht ran.*

»Sind Sie ein Krankenwärter?«, fragt sie.

»Ich bin Assistenzarzt im ersten Jahr, Innere Medizin.«

Assistenzärzte im ersten Jahr, frisch von der Uni, sind normalerweise rund sechs Jahre jünger als ich. Was ein Krankenwärter ist, weiß ich nicht. Es hört sich an wie jemand, der in der Heilanstalt arbeitet, falls es noch Heilanstalten gibt.

»Wow«, sagt die Arzneimittelvertreterin. »Für einen Arzt sehen Sie süß aus.«

Wenn sie mit »süß« brutal und dummlich meint, wie nach meiner Erfahrung die meisten Frauen, dann hat sie recht. Mein OP-Hemd sitzt so knapp, dass man die Tattoos auf meinen Schultern sieht.

Schlangenstab auf der linken, Davidstern auf der rechten.\*

»Sind Sie aus Oklahoma?«, frage ich sie.

»Allerdings.«

»Sind Sie zweiundzwanzig?«

»Schön wär's. Vierundzwanzig.«

»Sie haben ein paar Jahre abgezogen.«

»Ja, aber mein Gott, das ist eine öde Geschichte.«

»Es macht auch nichts. Wie heißen Sie?«

\* Das Tattoo auf meiner linken Schulter – geflügelter Stab mit zwei Schlangen – ist effektiv das Sinnbild für Hermes und damit für den Handel. Das Symbol für Askulap und damit für die Medizin ist ein ungeflügelter Stab mit nur einer Schlange. Hätten Sie's gewusst?

»Staaaaacey«, sagt sie und kommt, die Arme hinterm Rücken, einen Schritt näher.

An dieser Stelle sollte ich erwähnen, dass chronischer Schlafentzug dem Alkoholrausch nachweislich so ähnlich ist, dass man sich in Krankenhäusern oft wie auf einer Marathon-Weihnachtsbetriebsfeier vorkommt. Nur hat der Schmock, der auf der Weihnachtsfeier neben einem steht, selten vor, einem die Bauchspeicheldrüse mit dem sogenannten Hotknife zu bearbeiten.

Außerdem sollte ich klarstellen, dass Pharmavertreterinnen, von denen in den Staaten eine auf sieben Ärzte kommt, fürs Flirten bezahlt werden. Oder dafür, dass sie tatsächlich mit einem schlafen – ich bin noch nicht ganz dahintergekommen.

»Bei welcher Firma sind Sie?«, frage ich.

»Martin-Whiting Aldomed«, sagt sie.

»Haben Sie Moxfan?«

Moxfan ist das Medikament, das Bomberpiloten bekommen, die von Michigan zum Bombenabwerfen in den Irak und wieder zurückfliegen sollen, ohne anzuhalten. Man kann es schlucken oder als Treibstoff benutzen.

»Allerdings. Aber was krieg ich dafür?«

»Was möchten Sie denn?«, sage ich.

Sie steht direkt vor mir. »Was ich *möchte*? Wenn ich darüber erst nachdenke, fange ich an zu heulen. Wollen Sie mich etwa weinen sehen?«

»Arbeiten wäre schlimmer.«

Sie gibt mir einen neckischen Klaps und beugt sich über den Reißverschluss ihres Trolleys. Wenn sie Unterwäsche trägt, muss die von einer mir unbekanntem Machart sein. »Jedenfalls«, sagt sie, »fallen mir da nur Sachen wie *Karriere* ein. Oder dass ich nicht mit zwei Frauen zusammenwohnen

möchte. Oder keine Eltern haben möchte, die meinen, ich hätte in Oklahoma bleiben sollen. Da können Sie ja wohl nichts für mich tun.«

Sie richtet sich auf und hat eine Musterpackung Moxfan und ein Paar Dermagels in der Hand, die 18-Dollar-Gummihandschuhe von Martin-Whiting Aldomed. »Fürs Erste reicht's mir, wenn ich Ihnen unsere neuen Handschuhe vorführen darf.«

»Die kenne ich«, sage ich.

»Und haben Sie schon mal durch so einen Handschuh geküsst?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Ich bin ganz verrückt darauf.«

Mit der Hüfte drückt sie den Stopp-Schalter. »Ups«, sagt sie.

Sie nimmt den Stulpen eines Handschuhs zwischen die Zähne, um ihn aufzureißen, und ich lache. Kennen Sie das Gefühl, nicht genau zu wissen, ob man Sie anbaggert und ob Sie ein echtes menschliches Wesen vor sich haben?

Ich liebe das.

»Die Station ist der reinste Albtraum«, sagt Akfal, der andere Assi in meinem Team, als ich ihn endlich ablösen komme. Was den Zivilisten ihr »Hallo«, ist den Assistenzärzten ihr »Die Station ist der reinste Albtraum.«

Akfal ist eine J-Card aus Ägypten. J-Cards sind ausländische Jungmediziner, deren Visa eingezogen werden können, wenn ihre Gastgeberkliniken nicht mit ihnen zufrieden sind. Man könnte sie ebenso gut »Sklaven« nennen. Er gibt mir eine Liste der aktuellen Patienten – seine eigene ist voller Anmerkungen und arg zerknittert – und spricht sie mit mir durch. Blabla Zimmer 809 Süd. Blabla Kolostomie-Infektion.

Bla Frau von 37 eingetragen für die Chemotherabla. Blabla-blabla-bla. Unmöglich, da mitzukommen, selbst wenn man es will.

Stattdessen lehne ich mich gegen den Rezeptionstisch und werde daran erinnert, dass ich noch ein Schießisen in der Innentasche meiner OP-Hose\* trage.

Ich muss die Knarre irgendwo verstauen, aber die Umkleide ist vier Etagen entfernt. Vielleicht sollte ich sie hinter ein paar Lehrbüchern im Aufenthaltsraum für die Schwestern und Pfleger verstecken. Oder unter dem Bett im Bereitschaftsraum. Hauptsache, ich kann mich so weit konzentrieren, dass ich hinterher noch weiß, wo ich sie hingetan habe.

Schließlich hört Akfal auf zu reden. »Alles klar?«, fragt er mich.

»Ja«, sage ich. »Geh heim und schlaf 'ne Runde.«

»Danke«, sagt Akfal.

Akfal wird weder nach Hause gehen noch schlafen. Akfal wird mindestens die nächsten vier Stunden hindurch Versicherungs-kram für den Klinikchef Dr. Nordenskirk erledigen.

»Geh heim und schlaf 'ne Runde« ist einfach Assistenzärztlich für »Tschüs«.

Wenn man morgens um halb sechs Visite macht, bekommt man normalerweise von gut einem halben Dutzend Leuten zu hören, dass es ihnen bestens ginge, wenn wir Arschlöcher sie nicht alle vier Stunden wecken würden, um zu fragen, wie es ihnen geht. Andere behalten diese Auffassung für sich und

\* OP-Anzüge sind doppelseitig tragbar, für den Fall, dass man eine Anästhesie oder so etwas machen muss, aber zu müde ist, um sich die Hose richtig anzuziehen.

meckern stattdessen, dass ihnen andauernd jemand ihren MP3-Player, ihre Medikamente oder sonst was stiehlt. So oder so sieht man sich den Patienten kurz an, wobei man besonders auf Anzeichen für »iatrogene« (von Ärzten verursachte) und »nosokomiale« (krankenhausbedingte) Krankheiten achtet, die zusammengenommen die achthäufigste Todesursache in den Vereinigten Staaten sind. Dann flüchtet man.

Es kommt aber auch schon mal vor, dass sich bei der Frühvisite kein Patient beschwert.

Das ist nie ein gutes Zeichen.

Im fünften oder sechsten Zimmer, das ich betrete, liegt Duke Mosby, der Patient, den ich momentan mit Abstand am wenigsten hasse. Neunzig Jahre alt und schwarz, ist er wegen Zuckerkomplikationen hier, zu denen jetzt Wundbrand an beiden Füßen gehört. Er war einer der zehn schwarzen Amerikaner, die im Zweiten Weltkrieg bei den Special Forces dienten, und 1943 gelang ihm die Flucht aus Kolditz. Vor vierzehn Tagen gelang ihm die Flucht aus diesem Zimmer im Manhattan Catholic Hospital. In der Unterhose. Im Januar. Daher der Wundbrand. Diabetes macht den Kreislauf sogar dann kaputt, wenn man Schuhe anhat. Zum Glück war damals Akfal im Dienst.

»Was ist los, Doc?«, fragt er mich.

»Nichts weiter, Sir«, sage ich ihm.

»Sparen Sie sich den Sir. Ich arbeite, um zu leben«, sagt er. Das sagt er jedes Mal. Es ist ein Soldatenwitz, mit dem er klarstellt, dass er kein Offizierspatent hatte oder so etwas. »Erzählen Sie mir einfach, was sich so tut, Doc.«

Da ihn sein Gesundheitszustand nicht weiter interessiert, erfinde ich irgendeinen Quatsch über die Regierung. Er wird nie erfahren, dass es Unsinn ist.

Als ich anfangen wollte, ihm die stinkenden Füße zu verbinden, sagte ich: »Außerdem habe ich auf dem Weg zur Arbeit heute Morgen eine Ratte mit einer Taube kämpfen sehen.«

»So? Wer hat gewonnen?«

»Die Ratte«, sagte ich ihm. »Mühe los.«

»Kann man sich vorstellen, dass die Ratte die Taube kriegt.«

»Das Irre war«, sagte ich, »die Taube hat nicht locker gelassen. Aufgeplustertes Gefieder, und sie war voll Blut. Jedes Mal, wenn sie ankam, hat die Ratte zugebissen und sie auf den Rücken geworfen. Starke Viecher irgendwie, aber es war ziemlich eklig.« Ich setzte ihm das Stethoskop auf die Brust.

Mosbys Stimme dröhnt durch die Ohrhörer. »Die Ratte muss der Taube schwer was getan haben, wenn die so hartnäckig war.«

»Bestimmt«, sagte ich. Ich drückte an seinem Bauch herum, um zu sehen, ob's weh tut. Mosby spürt anscheinend nichts. »War heute Morgen schon eine Schwester bei Ihnen?«, fragte ich.

»Klar. Die kommen doch ständig.«

»Die mit den weißen Röckchen und den Hauben?«

»Oft genug.«

M-hm. Wenn man eine Frau in dem Aufzug sieht, ist das keine Krankenschwester, sondern ein Stripogramm. Ich betaste die Drüsen an Mosbys Hals.

»Ich habe einen Witz für Sie, Doc«, sagt Mosby.

»So? Was denn für einen?«

»Arzt sagt zu einem Typ: ›Ich hab zwei schlechte Neuigkeiten für Sie. Die Erste ist, Sie haben Krebs.‹ Sagt der Mann: ›Du lieber Gott! Und die Zweite?‹ Sagt der Arzt: ›Sie haben Alzheimer.‹ Sagt der Mann: ›Na, wenigstens hab ich keinen Krebs!«

Ich lache.

So, wie ich immer lache, wenn er mir den Witz erzählt.

In dem vorderen Bett in Mosbys Zimmer – dem Bett, das Mosby belegt hatte, bis die Stationsschwester auf die Idee kam, er könnte weniger leicht abhauen, wenn er es anderthalb Meter weiter bis zur Tür hätte – liegt ein mir unbekannter dicker Weißer mit kurzem blonden Bart und Nackenspieler. Fünfundvierzig. Er liegt wach auf der Seite und hat das Licht an. Auf dem Bildschirm vorhin sah ich, dass er als »Aktuelle Beschwerden« – das ist die Spalte, die den Patienten im Wortlaut zitiert und ihn wie einen Idioten aussehen lässt – schlicht »Arschweh« angegeben hat.

»Ihnen tut der Hintern weh?«, sage ich zu ihm.

»Ja.« Er beißt die Zähne zusammen. »Und jetzt tut mir auch noch die Schulter weh.«

»Bleiben wir erst mal beim Hintern. Seit wann haben Sie das?«

»Das hab ich doch alles schon erzählt. Steht in meiner Akte.«

Das stimmt wahrscheinlich. In der Akte auf Papier jedenfalls. Da die Akte aber vom Patienten eingesehen werden darf und auf richterliche Anordnung vorgelegt werden muss, besteht kein großer Anreiz, sie lesbar zu gestalten. Arschmanns Krankenakte sieht aus wie ein paar von Kinderhand gezeichnete Wellen.

Seine elektronische Patientenakte – die vertraulich ist und in der mir jeder mitteilen kann, was ihm nötig erscheint – enthält außer »AB: Arschweh« nur zwei Wörter: »Einsam? Ischias?« Ich weiß nicht mal, ob »einsam« heißen soll, dass er vielleicht nicht ganz dicht ist.

»Ich weiß«, sage ich. »Aber manchmal hilft es, wenn man's noch mal erzählt.«

Er glaubt mir nicht, aber was will er machen?

»Mein Arsch fing an, weh zu tun«, legt er widerwillig los.  
»Zwei Wochen lang wurde es immer schlimmer. Dann bin ich hierher in die Notaufnahme.«

»Sie sind ins Krankenhaus gefahren, weil Ihnen der Arsch weh getan hat? Das muss ja wirklich weh tun.«

»Es bringt mich verdammt nochmal um.«

»Immer noch?« Ich sehe mir seinen Schmerzmitteltropf an. Bei so viel Dilaudid müsste er sich mit einem Schälmesser die Haut von der Hand abziehen können.

»Immer noch. Und ich bin keineswegs medikamentenabhängig. Und jetzt ist der Scheiß auch noch in meiner Schulter.«

»Wo denn da?«

Er zeigt auf eine Stelle etwa in der Mitte seines rechten Schlüsselbeins. Würde ich zwar nicht gerade Schulter nennen, aber sei's drum.

Man sieht nichts. »Tut das weh?«, sage ich und drücke die Stelle leicht. Der Mann schreit.

»Wer ist da!?,« fragt Duke Mosby laut von nebenan.

Ich ziehe den Vorhang zur Seite, damit Mosby mich sehen kann. »Nur ich, Sir.«

»Sparen Sie sich den Sir –«, sagt er. Ich lasse den Vorhang wieder fallen.

Ein Blick auf Arschmanns Vitalwerte: Temperatur 37,0, Blutdruck 120/80, Atemfrequenz 18, Puls 60. Alles völlig normal. Und alles genauso wie auf Mosbys Krankenblatt und auf den Blättern jedes anderen Patienten, den ich heute Morgen auf der Station gesehen habe. Ich befühle Arschmanns Stirn, als ob ich seine Mutter bin. Sie glüht.

Scheiße.

»Ich melde Sie für die Computertomographie an«, sage ich

ihm. »Haben Sie in letzter Zeit hier eine Pflegekraft zu sehen bekommen?«

»Seit gestern Abend nicht«, sagt er.

»Scheiße«, sage ich laut.

Fünf Türen weiter ist dann eine Frau mausetot, mit einem Ausdruck namenlosen Grauens auf dem Gesicht, und auf ihrem Krankenblatt steht »Temperatur 37,0, Blutdruck 120/80, Atemfrequenz 18, Puls 60.« Obwohl sich das Blut derart auf der Unterseite ihres Körpers gesetzt hat, dass sie aussieht, als hätte sie fünf Zentimeter tief in blauer Tinte gelegen.

Um mich zu beruhigen, fange ich mit den beiden diensthabenden Schwestern Streit an. Die eine, eine fettleibige Jamaikanerin, schreibt gerade irgendwelche Schecks. Die andere, eine alte Irin, surft im Internet. Ich kann sie beide gut leiden – die Jamaikanerin, weil sie manchmal was zu essen mitbringt, und die Irin, weil sie sich den ausgewachsenen Bart, den sie hat, immer zum Ziegenbärtchen rasiert. Wenn es ein klareres *Ihr könnt mich mal* gibt, dann kenne ich es nicht.

»Nicht unser Problem«, sagt die Irin, als mir die Worte ausgehen. »Und ist auch nicht mehr zu ändern. Den Nachtdienst hatten so ein paar lettische Arschkrücken. Die verhöckern inzwischen wahrscheinlich das Handy von der Frau.«

»Dann werft sie raus«, sage ich.

Da können die beiden nur lachen. »Das Pflegepersonal ist knapp«, meint die Jamaikanerin. »Falls Sie das noch nicht gemerkt haben.«

Ich habe es gemerkt. Anscheinend haben wir sämtliche Pflegekräfte der Karibik, der Philippinen und Südostasiens aufgebraucht und sind jetzt auch mit Osteuropa schon ziemlich durch. So findet die Gemeinschaft weißer Herrenmen-

schen, die Nietzsches Schwester in Paraguay gegründet hat, wenigstens Arbeit, wenn sie aus dem Urwald wieder hervorkommt.

»Den Totenschein stelle ich jedenfalls nicht aus«, sage ich.

»Super. Soll der Pakistani sehen, wo er bleibt, was?«, meint die Irin. Ihr Gesicht ist erstaunlich dicht am Bildschirm.

»Akfal ist Ägypter«, sage ich. »Und ihm überlasse ich das nicht. Ich überlasse es eurem Lettenpack. Basta.«

Die Jamaikanerin schüttelt betrübt den Kopf. »Davon wird die Frau auch nicht wieder lebendig«, sagt sie. »Wenn die den Totenschein ausfüllen sollen, machen die einfach einen Notruf.«\*

»Das ist mir scheißegal.«

»Párnela?«, sagt die Jamaikanerin.

»Mir auch«, sagt die Irin. »Dumpfbacke«, fügt sie ein wenig leiser hinzu.

Die Reaktion der Jamaikanerin lässt erkennen, dass sie weiß, dass die Irin nicht sie, sondern mich meint.

»Sagen Sie's ihnen einfach«, sage ich und gehe.

Schon fühle ich mich besser.

Trotzdem brauche ich danach eine kurze Pause. Durch das Moxfan, das ich vor einer halben Stunde eingeworfen habe, und das Dexedrin aus dem Tütchen in meinem Kittel, das ich geschluckt habe, falls mich das Moxfan zu lange warten lässt, fällt es mir schwer, mich zu konzentrieren. Es geht etwas zu steil aufwärts.

Ich liebe Dexedrin. Es ist wappenschildförmig, mit einem

\* Einen »Notruf« oder »Herzalarm« macht man, wenn man so tun möchte, als ob man nicht weiß, dass jemand bereits tot ist.

Längsstrich in der Mitte, so dass es wie eine Vulva aussieht.\* Aber schon für sich allein macht Dexedrin es manchmal schwer, die Gedanken oder auch nur den Blick auf etwas zu konzentrieren. In Verbindung mit Moxfan kann es passieren, dass alles zu schwimmen anfängt.

Also gehe ich in den Bereitschaftsraum, um mich abzulegen und vielleicht ein paar Benzodiazepin zu nehmen, die ich im Bettgestell versteckt habe.

Aber sowie ich die Tür öffne, weiß ich, dass da jemand im Dunkeln ist. Das Zimmer stinkt nach schlechtem Atem und anderen Ausdünstungen.

»Akfal?«, sage ich, obwohl ich weiß, dass es nicht Akfal sein kann. Akfals Duft nehme ich mit ins Grab. Das hier ist schlimmer. Es ist schlimmer als Duke Mosbys Füße.

»Nein, Mann«, kommt es leise aus der Ecke mit dem Etagenbett.

»Wer zum Teufel sind Sie denn?«, knurre ich.

»OP-Geist«\*\*, sagt die Stimme.

»Was machen Sie dann im Bereitschaftsraum der Inneren?«

»Ich ... ich brauchte einen Platz zum Schlafen, Mann.«

Wo ihn niemand sucht, meint er.

Toll. Nicht nur, dass der Typ den Bereitschaftsraum verpestet, er belegt auch noch das einzige verfügbare Bett, da auf

\* Das engl. *escutcheon*, Wappenschild, ist ein altes Wort für die Schambehaarung. Besonders das naturbelassene Schamhaar der Frau hat die Form eines Wappenschildes. Beim Mann ist die Behaarung von Natur aus karoförmig, da sie nach unten zur Leiste und nach oben Richtung Nabel reicht. So kommt es, dass Frauen, die ihr Schamhaar zu einem Karo rasieren, Männer unbewusst verschuechen.

\*\* Dahinter verbirgt sich ein Job, auf den sich nicht näher einzugehen lohnt.

dem oberen eine komplette Sammlung *Oui*-Hefte von Jahrgang 1978 bis 1986 lagert, die wegzuschaffen, wie ich aus Erfahrung weiß, eine Quälerei ist.

Ich überlege, ob ich ihn einfach in Ruhe lassen soll, weil der Raum riecht, als wäre in absehbarer Zeit kein Aufenthalt darin mehr möglich. Aber ich habe den Moxfan-Kribbel<sup>TM</sup>, und man muss immer auch an Abschreckung denken.

»In fünf Minuten sind Sie hier weg«, sage ich ihm. »Sonst schütte ich Ihnen eine Flasche Urin aufs Haupt.«

Im Rausgehen schalte ich das Licht an.

Ich fühle mich schon wieder etwas klarer, aber noch nicht so klar, dass ich mit Patienten reden möchte, also sehe ich mir Laborwerte auf dem Computer an. Die meisten hat Akfal schon in die Krankenakten eingefügt. Aber den pathologischen Befund eines Patienten von Dr. Nordenskirk hat er nicht angerührt, weil der Mann versichert ist. An versicherte Patienten lässt Dr. Nordenskirk keinen ran, der nicht weiß oder Asiat ist.

Ich sehe mir den Befund auf dem Schirm an. Es ist ein Haufen schlechter Neuigkeiten für einen gewissen Nicholas LoBrutto. Der Italonamen-Alarm in meinem Kopf schrillt, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich von dem Typ noch nie gehört habe. Und außerdem kommen Mobster – wie die meisten Leute, die sich's aussuchen können – nicht ins Manhattan Catholic. Deshalb lässt man mich ja hier arbeiten.

Der Schlüsselsatz in dem Befund ist »Siegelringzellen positiv«. Eine Siegelringzelle sieht unterm Mikroskop wie ein Ring mit einem Diamanten aus (oder eben mit einem Siegel, falls Sie Ihre Briefe noch mit Wachs verschließen), da der in die Mitte gehörende Zellkern an den Rand gedrängt worden ist von den Proteinen, die die Zelle unaufhörlich produziert,

weil sie verkrebt ist. Genau gesagt handelt es sich entweder um Magenkrebs oder um einen Krebs, der mal im Magen war und sich jetzt woanders ausbreitet. Im Gehirn oder in der Lunge.

Magenkrebs ist immer übel, aber Siegelringzellen sind das Schlimmste. Während ein anderer Magenkrebs nur ein Loch in die Magenwand bohrt, so dass man, wenn man sich den halben Magen rausnehmen lässt, zwar nicht mehr fest scheißen, aber immer noch einigermaßen leben kann, befällt Siegelringzellenkrebs die Magenschleimhaut lateral, verhärtet die Magenwand und bringt den sogenannten Lederflaschenmagen hervor. Der muss ganz raus. Und bis man die Diagnose bekommt, hat der Krebs dann meistens schon Metastasen gebildet.

Die CT von Nicholas LoBruttos Bauch gibt keinen Aufschluss darüber, ob sich der Krebs ausgebreitet hat oder nicht. (Aber immerhin hat er durch die Strahlen aus der Tomographie jetzt eine Chance von 1 zu 1200, sich irgendeinen anderen Krebs zuzuziehen. So viel Zeit dürfte ihm bleiben.) Nur ein chirurgischer Eingriff bringt Klarheit.

Und das alles soll ich ihm jetzt, um halb sieben in der Früh, verbraten.

*Mr LoBrutto? Anruf für Sie auf Leitung eins. Gesagt hat er's nicht, aber es hat sich angehört, als wär's der Schnitter.*

Selbst für mich ist das keine Zeit, um was trinken zu wollen.

LoBrutto liegt im Anadale-Trakt, der winzigen Luxusstation des Krankenhauses. Der Anadale-Trakt versucht wie ein Hotel auszusehen. Der Empfangsbereich ist mit Linoleum in Holzoptik ausgelegt, und ein Typ im Smoking spielt auf dem Piano.

Wäre es wirklich ein Hotel, wäre aber die medizinische Versorgung besser.\*

Eine von ihnen schreit mich an, wo ich hinwill, als ich an der Anmeldung vorbeigehe, aber ich ignoriere sie auf dem Weg zu LoBruttos »Suite«.

Als ich die Tür öffne, muss ich zugeben, dass die Suite für ein Krankenhauszimmer ziemlich hübsch ist. Sie hat eine – jetzt weitgehend zurückgezogene – Ziehharmonikawand, die sie in »Wohnzimmer« und »Schlafzimmer« unterteilt. Im ersten können die Angehörigen sich aufhalten und mit dem Patienten an einem achteckigen Tisch essen, dessen Vinylplatte aussieht, als wäre Erbrochenes leicht davon abzuwischen. Im zweiten steht das Krankenbett. Überall sind Fenstertüren, durch die man gerade den Hudson im ersten von Osten kommenden Licht sieht.

Es blendet. Es sind die ersten Fenster, durch die ich schaue, seit ich auf der Arbeit bin. Und da sie LoBrutto in seinem Bett von hinten Licht geben, erkennt er mich, bevor ich ihn erkenne.

»Heiliger Strohsack!«, sagt er und will sich aus dem Bett verkrümmeln, wird aber von all den Schläuchen und Monitorkabeln, an denen er hängt, zurückgehalten. »Die Bärenatze! Sie wollen, dass du mich umbringst!«

\* Schlechtere medizinische Versorgung für mehr Geld, meinen Sie, kann nicht sein? Vergessen Sie die achttausend Studien, nach denen die USA pro Kopf doppelt so viel ausgeben wie jedes andere Land, ohne unter die ersten sechsenddreißig zu kommen. Sehen Sie sich Michael Jackson an. Heiße 1960er Schwestern regieren den Anadale-Trakt. Womit ich nicht sagen will, dass sie heute heiß wären. Sie waren in den sechziger Jahren heiß, als sie im Manhattan Catholic angingen. Jetzt sind sie überwiegend verbittert und senil.

## 2

Während der Collegezeit fuhr ich einmal in den Sommerferien nach El Salvador, um bei der Erfassung der wahlberechtigten Ureinwohner behilflich zu sein. In einem der Dörfer, in die ich kam, wurde einem Jungen beim Angeln der Arm von einem Alligator abgerissen, und er wäre vor meinen Augen verblutet, wenn ihm ein anderer amerikanischer Freiwilliger, der Arzt war, nicht geholfen hätte. Da beschloss ich, Medizin zu studieren.

Gott sei Dank ist das so nie passiert, und ich habe überhaupt kaum was vom College gesehen, aber Geschichten dieser Art soll man erzählen, wenn man sich fürs Medizinstudium bewirbt. Oder man berichtet von einer schweren Krankheit, die man in sich trug und die so wunderbar geheilt wurde, dass man dafür jetzt gern bereit ist, hundertzwanzig Stunden die Woche zu arbeiten.

Nicht sagen soll man, dass man Arzt werden möchte, weil der Großvater Arzt war und man immer zu ihm aufgeschaut hat. Ich weiß nicht genau, was dagegen spricht. Es gibt wahrlich schlechtere Gründe. Außerdem war mein Großvater tatsächlich Arzt, und ich habe zu ihm aufgeschaut. Für meine Begriffe erlebte er mit meiner Großmutter eine der heraus-

ragenden Liebesgeschichten des zwanzigsten Jahrhunderts, und für mich waren sie die letzten wirklich anständigen Menschen auf der Welt.

Sie hatten eine humorlose Würde, an die ich nie heran gekommen bin, und haben sich so unermüdlich für die Unterdrückten eingesetzt, dass ich gar nicht daran denken darf. Außerdem hatten sie eine gute Haltung und konnten sich ehrlich für Scrabble, das öffentliche Fernsehen und dicke, erbauliche Bücher begeistern. Sie kleideten sich sogar konservativ. Und obwohl sie Staatsbürger eines Schlags waren, den es kaum noch gibt, zeigten sie Verständnis für Andersdenkende. Als zum Beispiel meine zugehörnte Mutter mich 1977 in einem indischen Ashram zur Welt brachte und dann mit ihrem Freund (meinem Vater) nach Rom ziehen wollte, setzten sich meine Großeltern ins Flugzeug und holten mich heim nach New Jersey, wo ich aufgewachsen bin.

Dennoch wäre es unehrlich, wenn ich den Wunsch, Arzt zu werden, auf die für meine Großeltern empfundene Liebe und Achtung zurückführen wollte, denn auf die Idee, Medizin zu studieren, bin ich überhaupt erst acht Jahre nach ihrer Ermordung gekommen.

Sie wurden am 10. Oktober 1991 ermordet. Ich war vierzehn, vier Monate von meinem fünfzehnten Geburtstag entfernt. Ich kam abends um halb sieben vom Besuch bei einem Freund nach Hause, und in West Orange muss man im Oktober um die Zeit schon Licht anhaben. Es brannte kein Licht.

Mein Großvater war damals vorwiegend ehrenamtlich als nicht operierender Arzt tätig, und meine Großmutter arbeitete ehrenamtlich in der Stadtbücherei von West Orange, daher hätten sie beide zu Hause sein müssen. Außerdem war die

Fensterscheibe neben der Haustür – sogenanntes Kathedralglas – zerbrochen, als hätte sie jemand eingeschlagen, um an das Türschloss heranzukommen.

Wenn Ihnen das je passiert, gehen Sie weg und wählen Sie den Notruf. Es könnte noch jemand im Haus sein. Ich bin rein, weil ich Angst hatte, sonst würde jemand meinen Großeltern was antun. Wahrscheinlich würden Sie auch reingehen.

Sie lagen auf der Schwelle zwischen Wohn- und Esszimmer. Genau gesagt lag meine Großmutter, die einen Schuss in die Brust bekommen hatte, im Wohnzimmer auf dem Rücken, und mein in den Bauch geschossener, vornübergefallener Großvater lag mit dem Gesicht nach unten im Esszimmer. Mein Großvater hatte die Hand auf dem Arm meiner Großmutter.

Sie waren schon einige Zeit tot. Das Blut im Teppich verklebte mir die Schuhe und später, als ich mich hineinlegte, das Gesicht. Ich machte den Notruf, bevor ich mich zu ihnen legte und meinen Kopf zwischen die ihren bettete.

In meiner Erinnerung sehe ich das Ganze in lebhaften Farben, was deshalb interessant ist, weil wir, wie ich jetzt weiß, bei schwachem Licht in Wirklichkeit keine Farben sehen. Unser Verstand stellt sie sich vor und malt sie hinzu.

Ich weiß, dass ich die Finger in ihre grauen Haare gesteckt und uns alle zueinander hingezogen habe. Als die Rettungsleute schließlich kamen, mussten sie mich wegziehen, damit die Polizei Bilder vom Tatort machen und der Bestatter die Leichen mitnehmen konnte.

Die besondere Ironie der Geschichte meiner Großeltern besteht darin, dass sie fünfzig Jahre vorher einen viel aufwendigeren Versuch, sie umzubringen, überlebt hatten. Der Legende

nach hatten sie sich 1943 im Bialowiezer Wald in Polen kennengelernt, als sie fünfzehn waren, kaum älter als ich an dem Tag, als ich sie tot auffand. Mit einer Gruppe von anderen wild lebenden Teenagern hielten sie sich im Schnee versteckt und bemühten sich, die einheimischen Judenjägertrupps so weit zu dezimieren, dass die Polen sie in Ruhe ließen. Was das genau hieß, erzählten sie mir nicht, aber es muss ziemlich heftig gewesen sein, denn 1943 hatte Hermann Göring eine Jagdhütte am Südrand von Bialowieza, wo er und seine Gäste sich als römische Senatoren verkleideten, und sicher war er über die Lage informiert. Im selben Winter verschwand in Bialowieza auch ein versprengter Zug aus Hitlers 6. Armee auf dem Weg nach Stalingrad. Wo sie allerdings sowieso umgekommen wären.

Meine Großeltern wurden schließlich durch eine List gefasst. Irgendwie erfuhren sie durch einen gewissen Wladislaw Budek aus Krakau, dass der Bruder meiner Großmutter, der in Krakau als Spion für den Bischof von Berlin\* gearbeitet hatte, gefangen genommen und ins Krakauer »Ghetto« Podgorze gesteckt worden war, einen Sammelplatz an der Bahnstrecke zu den Lagern. Budek behauptete, den Bruder meiner Großmutter für 18 000 Zloty oder was immer sie damals für eine Währung hatten, freikaufen zu können. Da meine Großeltern kein Geld hatten und ohnehin misstrauisch waren, fuhren sie nach Krakau, um die Lage zu peilen. Budek rief die Polizei und verkaufte sie nach Auschwitz.

Es war typisch für meine Großeltern, dass sie es später als

\* Das war Konrad von Preysing alias »Der gute Deutsche«. Dreizehnmal wandte von Preysing sich wegen der Verfolgung und Vernichtung der Juden an Papst Pius XII., der 1941 erklärte, die Nazi-Politik stehe nicht im Widerspruch zu den Lehren der katholischen Kirche. Ich hoffe, wenn Pius heiliggesprochen wird, beruft man sich auf dieses Wunder.

glückliche Fügung bezeichneten, nach Auschwitz gekommen zu sein, da es nicht nur besser gewesen sei, als von polnischen Knallköpfen im Wald erschossen zu werden, es sei auch besser gewesen, als in ein Vernichtungslager zu kommen.\* In Auschwitz gelang es ihnen, zweimal durch Kassiber miteinander in Kontakt zu treten – und wenn man sie reden hörte, ließ es sich damit leicht bis zur Befreiung aushalten.

Sie wurden nicht weit vom Haus meines Onkels Barry beerdigt. Das war der Bruder meiner Mutter, der ausgeflippt und orthodoxer Jude geworden war. Meine Großeltern hatten sich allemal als Juden betrachtet – sie hatten zum Beispiel Israel besucht und unterstützt und waren bestürzt darüber, wie schnell es von der Welt dämonisiert wurde –, doch Jude sein hieß für sie, bestimmte moralische und intellektuelle Verpflichtungen zu haben und nicht etwa, dass die Religion etwas anderes als ein blutbefleckter Hokusfokus war. Meine Mutter hatte aber schon sämtliche herkömmlichen Formen der Auflehnung durchprobiert, ehe Barry in die Gänge kam, und so blieb ihm wahrscheinlich nichts anderes mehr übrig, als sich wie ein polnischer Shtetlbewohner der 1840er Jahre zu kleiden.

Meine Mutter war auf der Beerdigung und fragte mich, ob mir geholfen sei, wenn sie bei mir in den Staaten bliebe, oder ob ich nach Rom kommen wolle. Mein Vater war so nett, mir nichts vorzumachen: Er schrieb mir lediglich einen weit-schweifigen, etwas anrührenden Brief über die Beziehung zu

\* Auschwitz *hatte* ein Vernichtungslager – Birkenau –, aber es hatte auch Monowitz, ein Zwangsarbeitslager. Damit standen die Chancen, in Auschwitz zu überleben, eins zu fünfhundert, und nur deshalb hat man überhaupt von Auschwitz gehört. In den Vernichtungslagern stand die Überlebenschance bei eins zu fünfundsiebzigtausend.

seinen eigenen Großeltern und das Gefühl, dass man auf dem Weg durchs Leben eigentlich nie älter wird.\*

Barry adoptierte mich, um mir das Jugendamt vom Leib zu halten, aber er war leicht davon zu überzeugen, dass ich am besten im Haus meiner Großeltern wohnen blieb. Mit fünfzehn war ich äußerlich ein Hüne und besaß die Eigenheiten eines angejahrten polnisch-jüdischen Arztes. Ich spielte gern Bridge. Außerdem waren Barry und seine Frau nicht verrückt darauf, ihre vier Kinder mit einem zusammenzubringen, der bei seiner Geburt abgeschoben worden war und dann eines Tages seine Zieheltern ermordet aufgefunden hatte. Was, wenn ich gefährlich wurde?

In der Tat. Schlauer Zug, Barry und Mrs Barry!

Ich suchte die Gefährlichkeit und kultivierte sie. Wie jedes amerikanische Kind nahm ich mir Batman und Charles Bronson in »Ein Mann sieht rot« zum Vorbild. Ich hatte zwar nicht ihre Mittel, dafür hatte ich aber auch wenig Unkosten. Noch nicht mal neue Teppiche hatte ich mir zugelegt.

Ich fand, ich hatte keine andere Wahl, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Das denke ich immer noch.

Ich weiß zum Beispiel aus Erfahrung, wenn man in die Wälder geht und eine Handvoll pädophiler Zuhälter – die das Leben buchstäblich *Hunderter* Kinder zerstört haben – abknallt, dass dann die Polizei alles tut, um den Fall aufzuklären. Abflüsse werden untersucht für den Fall, dass man sich die Hände gewaschen hat, nachdem man sich mit den Fin-

\* Die beiden waren längst geschieden. Meine Mutter war Immobilienmaklerin geworden, und mein italienischer Vater – kein Sizilianer, nein – hatte sich in Riverside, Florida niedergelassen. Zuletzt führte er ein gehobenes Franchise-Restaurant, dessen Namen ich für mich behalte. Beide heißen jetzt anders, und ich stehe nicht mehr mit ihnen in Kontakt.

gern durch die Haare gefahren ist. Nach Reifenspuren wird gefahndet.

Wenn aber die beiden Menschen, die man am meisten liebt, brutal von irgendeinem Drecksack ermordet werden, der ein paar Schränke durchstöbert und den Videorekorder mitgehen lässt, dann ist das ein unlösbares Rätsel.

*Hatten sie Feinde?*

*Feinde, die einen Videorekorder brauchten?*

*Wahrscheinlich war's ein Drogensüchtiger.*

Ein Drogensüchtiger mit Auto und Handschuhen und dem Mordsdusel, dass ihn niemand gesehen hat.

*Wir hören uns um.*

*Wir melden uns.*

Da ist dir dann sonnenklar, wer hier der Gerechtigkeit Genüge tun wird: du oder keiner.

Hat man eine Wahl?

Die verschiedenen Kampfsportarten haben alle einen interessanten gemeinsamen Ansatz. (Ich kam vom Taekwondo über Shorei-Ryu-Karate zum Kempo, von einem fußschweißigen Dojo zum anderen, während ich die alte japanische Devise umsetzte, mindestens so viele Stunden zu trainieren, wie man schläft.) Man soll sich wie ein Tier verhalten. Das ist nicht theoretisch gemeint: Man soll sich taktisch nach ganz bestimmten, realen Tieren ausrichten. Etwa den »Kranichstil« für präzise, schnelle Angriffe aus der Distanz verwenden oder den »Tigerstil« im aggressiven bewaffneten Nahkampf. Dahinter steht der Gedanke, dass man sich bei gewalttätigen Auseinandersetzungen besser nicht als Mensch gebärden sollte.

Da ist was Wahres dran. Die meisten Menschen sind instinktiv erbärmliche Kämpfer. Sie zucken zurück, schlagen

wild um sich, drehen sich weg. Die meisten von uns kämpfen so schlecht, dass das entwicklungsgeschichtlich sogar ein Vorteil war, denn als Waffen noch nicht am Fließband produziert wurden, mussten die Menschen wirklich scharf überlegen, wie sie einander weh tun konnten, und so bekamen die Schlaunen eine Chance. Ein Neandertaler könnte uns ungespitzt in den Boden hauen und verspeisen, aber wo sind sie alle?

Nehmen Sie dagegen den Hai. Bei den meisten Haifischarten schlüpfen die Jungen im Mutterbauch und fangen an Ort und Stelle an, sich gegenseitig umzubringen. So ist ihr Gehirn sechzig Millionen Jahre lang unverändert geblieben, während unseres bis vor hundertfünfzigtausend Jahren immer komplexer geworden ist – bis wir sprechen lernten und Menschen wurden und unsere Entwicklung technisch statt biologisch weiterging.

Das kann man so und so sehen. Man kann sagen, dass der Hai entwicklungsmäßig dem Menschen weit überlegen ist, denn wer glaubt, dass wir uns sechzig Millionen Jahre halten, ist verrückt. Oder wir betrachten uns als den Haien überlegen, denn sie sterben mit ziemlicher Sicherheit vor uns aus, und ihr Untergang wird wie der des Menschen unser Werk sein. Mensch frisst Hai ist heutzutage viel wahrscheinlicher als umgekehrt.

Letztlich gewinnen die Haie. Denn wie wir Menschen unseren Verstand haben und die Fähigkeit, unsere Erkenntnisse an die Nachkommen weiterzugeben, so haben Haie ihre großen alten Zähne und wissen sie zu gebrauchen, doch Haie hadern offenbar nicht mit sich. Und das tun Menschen immer.

Die Menschen hassen es, stark im Geist und körperlich schwach zu sein. Dass wir den Planeten mitnehmen, wenn

wir untergehen, macht uns nicht froh. Stattdessen bewundern wir Athleten und Gewalttäter, und wir *verachten* Verstandesmenschen. Ein Haufen Eierköpfe schickt eine Rakete zum *Mond*, und wen setzen sie rein? Einen Mann namens *Armstrong*, der bei der Landung noch nicht mal den Spruch richtig aufsagen kann.

Es ist ein böser Fluch, wenn man es recht bedenkt. Mehr als jedes andere Wesen, das wir kennen, sind wir zum Denken und für die Zivilisation geschaffen. Und eigentlich wollen wir nur Killer sein.

So um Thanksgiving '91 herum fing ich an, mit Mary-Beth Brennan von der Polizei West Orange zu schlafen. In ihrem Crown-Victoria, da sie verheiratet war und Cops nicht gern ihre Schlitten verlassen, wenn sie im Dienst sind. Ihrer war nicht nur von Schaben, sondern von Ratten verseucht, weil die Idioten von den anderen Schichten immer die Knochen ihrer Brathähnchen zwischen den harten Ledersitzen versenkten. Die Kiste war ein verdammter Kleintierspielplatz.

Ich will nicht sagen, dass mir der Sex nicht gefallen hat. Ich hatte vorher noch mit niemandem geschlafen, und das war jetzt zum Glück vorbei. Auch hatte ich keinen Grund anzunehmen, dass Sex besser sein könnte, denn es war ohnehin anders als alles, was ich in Filmen gesehen oder in Büchern gelesen hatte.

Dennoch war mir klar, dass es nicht damit getan sein konnte, den Kopf auf ein Funkgerät zu knallen, während sich jemand, der unglaublich weich und alt zu sein scheint (sie war jünger, als ich es jetzt bin, und Brüste sind immer weich, aber woher sollte ich das wissen?), mit auf die Waden runtergeschobener Uniformhose auf dir windet und du die ganze Zeit überlegst, wie du sie dazu kriegen kannst, ein paar wirk-

lich brauchbare Informationen aus ihren Kripokollegen herauszuholen, die doch *irgendetwas* über den oder die Mörder der Großeltern wissen müssen. Außerdem ist es Winter und nur bei ihr nicht eiskalt.

Was Officer Brennan schließlich für mich herausfand, war Folgendes:

Die Kripo glaubte nicht, dass es Neo- oder sonstige Nazis waren, da diese Leute sich eher an Chassidim halten. Auch nach einem Raubüberfall sah es nicht aus, da so wenig gestohlen worden war, und Einbrecher meiden alte Leute, weil die immer zu Hause sind und sowieso meist kein Bargeld im Haus haben. Das wenige, das gestohlen wurde, wie etwa der Videorekorder, war wahrscheinlich ein Spontanklau oder aber bewusste Irreführung.

»Wer also?«, fragte ich Mary-Beth Brennan.

»Hat er nicht gesagt.«

»Du lügst«, sagte ich.

»Ich will nur nicht, dass dir was passiert.«

»Scheiß drauf.«

Sie sagte es mir. Die Morde waren wahrscheinlich der Sinn und Zweck des Ganzen gewesen. Als Einbruchopfer mögen alte Leute nicht viel hergeben, aber für Mord sind sie fantastische Zielscheiben. Sie bewegen sich langsam, es ist gut möglich, dass sie tagelang herumliegen, bevor sie entdeckt werden, und sie sind, wie gesagt, meistens zu Hause. Ein zum Mord Entschlossener, der sich nicht darum schert, wer das Opfer ist, braucht jemanden wie meine Großeltern. Und so Entschlossene gibt es in zwei Spielarten: Serienmörder und Mobster auf Probe.

Anfang 1992 in West Orange, New Jersey, hätte nur ein Trottel auf Serienmörder getippt.

Höchstwahrscheinlich war es also jemand, der beweisen

wollte, dass er töten konnte, und der sich der Mafia andiente, indem er ihr ein Druckmittel gegen sich in die Hand gab. Oder besser gesagt, es waren zwei Leute, da es für jeden ein Opfer gab und meine Großeltern mit Kugeln aus zwei verschiedenen Waffen erschossen worden waren. Laut einem der Detectives, die Officer Brennan für mich ausfragte, bestand damit gute Aussicht, dass die Typen irgendwann gefasst würden. Der *Omertà*-Quatsch der Mafia funktioniert beidseitig – die alten Jungs erpressen die neuen, und die neuen Jungs verpfeifen die alten. Irgendwann würde die Polizei also von zwei Blödärschen hören, die zur gleichen Zeit Aufnahme fanden, und dann hätten sie ihre Verdächtigen.

Aber das konnte Jahrzehnte dauern, und bis dahin gab es vielleicht keine Beweise mehr, oder kein Hahn krächte mehr danach. Und die Voraussetzung war, dass die Typen wirklich »aufgenommen« und nicht etwa abgewiesen wurden oder doch lieber zu ihren Jobs im Supermarkt oder wer weiß wo zurückkehrten.

Das Ganze stand auf schwachen Füßen. Es war dünn. Vielleicht war es ja doch ein Serienmörder gewesen. Oder ein paar Junkies.

Aber die Meute verschmäht den Fuchs nicht, bloß weil er rüdig ist. Außer der Mafiatheorie hatte ich nichts, also hielt ich mich daran.

Und mehr kam auch nicht. Eines Tages setzte ich Marybeth allzu sehr zu, und sie weinte an meiner Brust und sagte, sie mache sich Gedanken, ob ich sie wirklich liebte.

Wenn man im Norden von New Jersey aufwächst, hört man eine Menge Quatsch über die Mafia und wessen Vater dabei ist. Aber man hört auch von einem militärisch geführten Internat in Suffern, und trifft man einen, der da hingehört, ist es

unweigerlich ein eingebildeter Dösel mit einem Chevy Camaro und einem Goldkettchen, bei dem man Angst haben muss, dass es ihm den Kokspiegel zertrümmert. Und wenn man im Who Is Who von New Jersey die Leuchten der fünf Familien nachschlägt, stellt man fest, dass ein ganzer Haufen davon auf dieser Schule waren.

Den Namen sage ich nicht. Nur so viel, dass sie genauso heißt wie eine ziemlich berühmte Militärakademie in England, obwohl sie hundertfünfzig Jahre nach dem Unabhängigkeitskrieg gegründet wurde.

Ich hätte eine katholische Schule erwartet, aber egal. Ich machte schon die Liegestütze.

Im Sommer wechselte ich hin. Die Schule war teuer, aber ich hatte noch Geld aus der Erbschaft und der Versicherung. Und wie gesagt, sonst hielten sich meine Bedürfnisse in Grenzen.

Als militärisch geführte Schule war es ein Witz. Wecken um »07.30« und »14.30«, vierzig Minuten täglich Exerzierunterricht, einmal im Monat Paradeabnahme. Es gab einige Flachköpfe, die das Ganze ernst nahmen, die in die Sportmannschaften wollten und so weiter, aber alle anderen rauchten Gras auf dem Klo und setzten sich zum Pizza Hut an der Fernstraße ab, um sich mit den Mädchen vom Mädcheninternat zu treffen, das hinter den Tennisplätzen auf der anderen Seite des Waldes lag. Die Toiletten im Pizza Hut waren gemischt. Man musste sich anstellen.

Ich suchte mir Adam Locano als Freund aus, weil er so beliebt war, nicht wegen seiner Verbindungen zur Mafia. Ob es die wirklich gab, wusste ich gar nicht, bis ich ihn irgendwann fragte, wie er an seinen Spitznamen »Skinflick« gekommen war.

Ich hatte gehört, der sei ihm verpasst worden, weil er einen Porno mit seiner Babysitterin gedreht hatte, als er zwölf war.

»Schön wär's«, sagte er mir. »Das war eine Nutte in Atlantic City. Mann, ich kann mich nicht mal daran erinnern, so besoffen war ich. Dann hat irgendein Arsch aus dem Verein meines Vaters das Band gestohlen und ringsum Kopien verteilt. Echt Scheiße.«

Die Alarmglocken läuteten, und ich wusste, ich stand mitten in Mafialand. Vorher konnte ich mir da aber nicht sicher sein, denn Locano war anders als die anderen Mobsterkids.

Wie ich war er fünfzehn. Im Gegensatz zu mir war er pummelig, hatte schräge Falten unter den schlaffen Brustwarzen und ein Beagle Gesicht mit Hängebacken und Tränensäcken. Seine Unterlippe war zu dick. Und im Gegensatz zu mir war er *cool*. Er hielt sich etwas auf sein Aussehen zugute und schaffte es, selbst in den bescheuertesten Uniformen, die wir bei der Parade tragen mussten, immer daherzukommen, als habe er die Nacht durchgesoffen. In Las Vegas. Um 1960.

Ein anderer charmanter Zug an ihm (über den ich ebenfalls nur staunen konnte) war, dass er völlig unbekümmert seine Meinung zu sagen schien. Er redete unbefangen vom Wichsen oder Scheißen oder vom Verliebtsein in seine Cousine Denise. Wenn ihn etwas ärgerte oder frustrierte, sagte er das sofort – zwangsläufig also auch, wie es ihm stank, dass ich im Sport und im Kämpfen so viel besser war als er.

Ich mied solche Situationen nach Möglichkeit, aber da wir Jungs waren und noch dazu Jungs an einer sogenannten Militärschule, ergaben sie sich. Und es beeindruckte mich nachhaltig, wie elegant Skinlick damit umging. Erst brüllte er vor Wut, dann lachte er, und man merkte ihm an, dass beide Reaktionen echt waren. Im Übrigen war er trotz seines Beneh-

mens und seiner Behauptung, er habe im Leben nur ein einziges Buch ganz durchgelesen, der gescheiteste Kerl, den ich kannte.

Er war außerdem so selbstbewusst, dass er zu jedem freundlich sein konnte – zur Bedienung im Café genauso wie zu irgendeinem Schleimer –, und so war es möglich, an ihn heranzukommen. Nicht, dass es keine Mühe gekostet hätte. Ich ließ die alteuropäischen Marotten sausen und legte mir einen schicken Lotterlook zu, mit Vuarnet-Sonnenbrille und Korallenkette. Ich sprach langsamer und mit tieferer Stimme und machte so selten wie möglich den Mund auf. Außenseiter an der Highschool sollten einen todernsten Anreiz bekommen, sich einzufügen. Das hilft.

Außerdem fing ich an, Drogen zu dealen. Ich hatte eine Connection über einen Spinner, den ich von meiner alten Highschool kannte, aus der Zeit, bevor meine Großeltern umgebracht wurden und meine Freunde aufhörten, mit mir zu reden, weil sie nicht wussten, was sie sagen sollten. Der ältere Bruder des Spinners war voll im Geschäft und besorgte mir 20-Gramm-Tüten Gras und 2-Gramm-Päckchen Kokain zu einem guten Preis. Die beiden dachten wohl, es sei Eigenbedarf.

Letztlich musste ich das Zeug unterm Selbstkostenpreis abgeben – der Gedanke, Freunde zu kaufen, ist einfach nicht so furchtbar originell –, aber es funktionierte. Durch Pot haben Skinlick und ich uns kennengelernt.

Eines Tages steckte er mir im Unterricht einen Zettel zu, auf dem stand: »Brother, can you spare a dime?«

Ich bin mit Sicherheit Gottes Traum von einem Arschloch – ein Affe in den Mayaruinen, der auf alles scheißt, was er nicht versteht, schlimmer als ein Neandertaler. Aber von all den

beschämenden Sachen, die ich gemacht habe, ist für mich am leichtesten verständlich, dass ich mich in Adam Locano und seine Familie verliebte, als ich sechzehn war.

Jahre später hat die Bundespolizei mich damit kleinzukriegern versucht: Was für ein hoffnungsloser Idiot das sein müsse, der feststellt, dass seine Großeltern von Mafiaschweinen umgebracht worden ist, und dann selbst mit Mafiaschweinen zusammenlebt, für sie arbeitet, sich bei ihnen einschleimt und sich von ihnen abhängig macht. Aber die Gründe lagen auf der Hand.

Es gibt Cops, die für siebzigtausend Dollar und ein halbes Kilo Kokain kriminell werden. Die Locanos haben mich in ihre *Familie* aufgenommen. Ihre richtige Familie, nicht irgendeinen Mafiafilm-Scheiß. Sie haben mich zum *Skifahren* mitgenommen, verdammt nochmal. Sie waren mit mir in *Paris*, und anschließend sind Skinflick und ich mit dem Zug nach Amsterdam gefahren. Sie waren zwar keine grundgütigen Menschen, aber sie hatten Verständnis für andere, und zu mir waren sie ausgesprochen freundlich. Neben Skinflick und seinen Eltern gab es noch zwei jüngere Brüder. Und niemand in der Familie sah gehetzt aus oder hatte ständig Massenmord im Kopf. Alle schienen nach vorn zu blicken, in ein Leben mit Zukunft, und nicht hinter sich in eine Todesfalle, die sie nicht erklären konnten. Und es hatte den Anschein, als wollten sie mich mitnehmen.

Ich war nicht annähernd stark genug, um nein zu sagen.

David Locano, Skinflicks Vater, war Anwalt in einer Viererkanzlei nicht weit von der Wall Street. Später erfuhr ich, dass er als Einziger der vier Partner für die Mafia arbeitete, dass er aber auch die Kanzlei am Laufen hielt. Er trug teure Schlaberanzüge und hatte wallendes, nach hinten gekämmtes

schwarzes Haar. Ganz konnte er nie verbergen, wie clever und kompetent er war, doch im Familienkreis wirkte er meist scheu und weggetreten. Wann immer er eine Frage hatte – zu Computern, oder ob er anfangen sollte, Squash zu spielen, die Zone-Diät zu machen oder was immer –, wandte er sich hilfesuchend an *uns*.

Skinflicks Mutter, Barbara, war dünn und mit Humor gesegnet. Sie servierte oft Appetithappen und war entweder wirklich sportbegeistert oder verstand es, so zu tun, als ob. »Ach bitte«, sagte sie gern. Wie in: »Ach bitte, Pietro – jetzt nennst du ihn auch schon Skinlick?«

(Pietro war übrigens mein richtiger Name. Pietro Brnwa, gesprochen »Brauna.«)

Dazu kam Skinlick. Mit Skinlick abzuhängen war zwar nicht direkt so, als würde man einer Gehirnwäsche unterzogen, da Gehirnwäsche normalerweise darauf abzielt, eine beschissene Realität wünschenswert erscheinen zu lassen, und das Abhängen mit Skinlick wirklich *Spaß* gemacht hat. Aber die Wirkung war die Gleiche.

Sagen Sie mir zum Beispiel Folgendes:

Was gibt man für einen Abend auf einer Lagerfeuerparty am Strand? Wenn man gerade sechzehn ist? Man spürt das Feuer auf der einen Seite des Gesichts und den Wind auf der anderen, den kalten Sand an den Knöcheln und durch den Hintern der Jeans, aber der Mund des Mädchens, das man küsst und kaum sieht, ist heiß und feucht und schmeckt nach Tequila, und man hat das Gefühl, sich telepathisch mit ihr zu verständigen, und überhaupt braucht man nichts im Leben zu bereuen und zu bedauern, denn wie es aussieht, wird die Zukunft grandios, und klar hat man einiges wegstecken müssen, aber gerade deshalb darf man jetzt vielleicht umso mehr Gutes erwarten ...

Was gibt man dafür? Und wie wägt man das gegen die Verpflichtung ab, die man gegenüber den Toten hat?

Kein Problem: Man sieht sich um und geht. Man schüttelt den Kopf und wird wieder der einsame, komische Riese mit den toten Großeltern. Man ist froh, dass man seine Seele behalten hat.

Ich hab's nicht so gemacht. Ich bin noch bei den Locanos geblieben, als ich schon längst bekommen hatte, was ich von ihnen wollte, bis mein Leben nur noch ein Hohn auf meine einstige Mission war. Nun könnte ich sagen, als Ziehsohn meiner Großeltern sei ich schlecht gewappnet gewesen gegen Leute, für die Lügen und Manipulation eine Lebensart und eine Form der Unterhaltung waren. Ich könnte aber auch sagen, dass mich das Zusammensein mit den Locanos vor Glück schwindlig gemacht hat und ich nicht wollte, dass es aufhört.

Und seither habe ich wirklich noch viel Schlimmeres getan.

